Zeitschrift: Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 35 (1939)

Artikel: Zur Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland
Autor: Blocher, Eduard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595187

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland.

(Abgeschlossen auf Ende Jänner 1940.)

Die letzten Jahre haben in unsrer deutschen Schweiz eine Wiedererstarkung der Mundarten gesehen. Das heißt nicht, daß sich große Veränderungen im Sprachleben oder gar an den Mundarten selbst vollzogen hätten. Aber der Wille zur Erhaltung der Volkssprache ist stärker geworden. Der Vorgang als Bewegung ist jetzt zur Ruhe gekommen, und man kann heute das Ergebnis überblicken und so zusammenfassen: auf einer Reihe von Stellen des Sprachlebens, wo man zwischen dem Gebrauch der beiden Sprachformen bis vor kurzem schwankte oder die Geltung der Schriftsprache noch nicht genügend gesichert war, ist die Mundart zur Herrschaft gelangt, so im Religionsunterricht, im Vereinsleben. Diese Ergebnisse sind nun wohl auf ein Menschenalter hinaus gesichert. Allzuviel hat sich aber nicht verändert. Von einer schweizerischen Schriftsprache träumt niemand mehr. Die Mundartliteratur hat stark zugenommen, nicht in gleichem Maße aber, wie uns Buchhändler mitteilen, ihr Absatz. Der Anlauf der Tagespresse, öfter Beiträge in Mundart zu bringen, scheint dagegen schon stark nachgelassen zu haben. Die Schule hat zwar überall, oft in recht warmen Tönen, ihre Pflicht, sich der Mundart anzunehmen, anerkannt, sich aber am Deutschunterricht nichts abmarkten lassen und eigentlichen Mundartunterricht abgelehnt. Man darf mit diesen Ergebnissen, der Festigung und vermehrten Wertschätzung der Volkssprache wie mit der unerschütterten Stellung der Schriftsprache, zufrieden sein. (In Deutschland sind übrigens ähnliche Bestrebungen im Gang.) Die weitere Entwicklung hängt nicht vom Geschreibe der Blätter, nicht von Vereinsgründungen und Beschlüssen ab, sondern von der Gestaltung der Machtverhältnisse in Europa, besonders der wirtschaftlichen. Auch die handfesten Unwahrheiten, die der Kampf um die Eigenart der Schweiz an die Oberfläche geschwemmt hat, etwa die sogar von einem eidgenössischen Amt vertretene Behauptung, die Muttersprache der Leute, die zwischen Basel und Davos wohnen, sei nicht deutsch, sondern

schwyzerdütsch, und was dergleichen Unsinn mehr ist — all das wird bald wieder weichen. Der Krieg um die engere oder weitere Geltung der schweizerdeutschen Umgangssprache treibt eben seine Blüten wie jeder andre Krieg, und eine spätere Zeit wird dazu den Kopf schütteln, wie wir heute zu den Propagandablüten des Weltkrieges den Kopf schütteln. Und doch möchte man es unserm Volke gönnen, daß es zumal von seiner Presse in ernsthafterer und gediegenerer Weise über die Dinge von öffentlicher Bedeutung unterrichtet würde. Ganz fehlt es ja nicht an guten und kräftigen Äußerungen über die sprachlichen Dinge, aber erschreckend groß ist die Zahl derjenigen Zeitungsleute, die, sobald von der Mundartfrage oder erst von der Verdeutschung der Fremdwörter die Rede ist, zu Schwätzern und Schwindlern werden. Der Mann, der etwa schreibt („Die Front" vom 1. 11. 1938), man „höre in der Zürcher Bahnhofstraße bald mehr Wiener- und Berlinerjargon von Emigranten als Schwyzertütsch", hat ja gewußt, weshalb er die Unwahrheit sagte, aber auch harmlosere Greuelnachrichten wie die Behauptung („Zürcher Bauer" vom 17. 2. 1939): „In Volksschulen des Zürcher Oberlandes verlangten Lehrer von ihren Schülern unter Androhung von Strafen, sie dürften während der Pausen die Mundart unseres heimeligen Zürcher-Oberländer-Dialektes nicht mehr sprechen, sondern müßten sich schriftdeutsch ausdrücken," bedeuten eine Verhetzung, die besser unterbliebe. Und wenn ein Weltblatt wie der „Zolliker Bote" (11. 11. 1938, erscheint jedoch auch sonst jeden Freitagmittag) tieferschüttert fragt, „wozu wir den Deutschen alles gedankenlos nachahmen", so könnte man ja dafür wohl einiges Verständnis aufbringen, wenn er als Beispiele etwa Tour d'horizon und Five o'clock anführte und nicht die Wörter Fahrkarte, Bahnsteig und Winterhilfe, die von der ersten bis zur letzten Silbe echt schweizerisches Sprachgut enthalten. Ja, „wozu ahmen wir alles gedankenlos nach," zum Beispiel Vollmacht, Vertrag, Schauspiel, wo man doch früher bei uns wie anderswo Plenipotenz, Pakt, Spektakel sagte?

Sonderbar ist es, daß immer wieder die Meinung irgendwie zutage kommt, das Bekenntnis zum schweizerdeutschen als einem nichtdeutschen Volkstum schütze uns vor Eroberungsgelüsten des Dritten Reiches. Wir wissen doch alle, daß das Gegenteil der Fall ist. Wen hat denn das Dritte Reich bisher einverleibt? Das deutschsprechende Österreich allerdings, aber ein mit einer starken und

lauten Anschlußpartei von jeher gesegnetes Österreich; das deutschsprechende Sudetenland allerdings auch, aber ein deutsches Sudetenland, in dem die deutsche Bevölkerung von einem feindselig gesinnten fremden „Staatsvolk" bedrängt war, so daß der Abgesandte der britischen Regierung im Jahre 1938 die Zustände unhaltbar fand. Dann aber sind in Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen etwa 15 Millionen Fremdsprachiger einverleibt worden, obschon sie tschechisch, polnisch, ukrainisch sprechen — was half ihnen das, als man sie unterwerfen wollte? Und man bedenke doch: wenn einmal ein Grund gesucht würde, unsre echt- und urdeutsche Schweiz mit dem großen Nachbarreich zu vereinigen, was wäre einleuchtender, als dem deutschen Volk sagen zu können: in diesem Land gilt es, die Lossagung von der deutschen Sprachgemeinschaft, den Abfall vom Deutschtum zu verhindern? — ganz so wie man uns vor Jahren von Italien aus gesagt hat, man könne nicht dulden, daß die Italianità des Kantons Tessin geschwächt werde. Der beste Schutz wird wohl neben guter vaterländischer Gesinnung und kräftiger Wehrhaftigkeit eine saubere und ehrliche Politik sein, und dazu gehört, daß wir zu dem stehen, was wir sind: deutsche Schweizer, d. h. Menschen, die sich zur deutschen Muttersprache bekennen, aber mindestens ebenso entschieden an der staatlichen Unabhängigkeit ihres Vaterlandes festhalten und deshalb die Staatsgemeinschaft mit dem Deutschen Reich ablehnen.

Ein andrer Irrtum, der fast unausrottbar scheint, ist die geradezu kindische Ansicht, zu unserm Schutz gehöre die Ablehnung der „neudeutschen Sprachreiniger", die „tiefeingewurzelten Unterschiede zwischen Hotel und Gasthaus, zwischen Restaurant und Wirtschaft" dürften „nicht verwischt" werden. („Nationalzeitung" vom 29./30. 10. 39.) Immer wieder haben wir zu betonen: 1. Die Sprachreinigung ist seit Jahrhunderten am Werk, ist im sieben- und achtzehnten Jahrhundert stärker gewesen als heute; sie hat auch recht stark gewirkt in den Jahren vor dem Weltkrieg, und an ihr haben auch Schweizer, zuletzt noch mit kräftigen Hieben ein Carl Spitteler, teilgenommen. 2. Das Dritte Reich hat die Sprachreinigung nicht gefördert, vielmehr den Deutschen Sprachverein stark eingeengt. 3. Der im Reich an der Spitze steht, braucht nicht mehr, aber auch nicht weniger Fremdwörter als andre Leute und hat nie der Sprachreinigung das Wort geredet; ihm verdanken wir sogar das herrliche Fremdwort „diskriminieren"; schließlich ist ja auch am Worte „Nationalsozialismus" nicht eine einzige Silbe deutsch.

Ueberaus lehrreich ist eine Erfahrung, die ein bewährter langjähriger Mitarbeiter am Berner Rundspruch im Herbst gemacht hat. Seine Aufgabe war, den Hörern etliche Male mit „Zehn Minuten Sprachberatung" zu dienen. Dabei kamen die Fremdwortgewohnheiten zur Sprache, und Herr Hans Cornioley (unser Mitglied) behandelte sie so, wie unzählige Deutschlehrer sie zu behandeln pflegen: er wies auf die Geschmacklosigkeiten der vielerorts üblichen Mischsprache hin und redete einer saubern, volkstümlichen Ausdrucksweise das Wort. Wie üblich, war der Wortlaut seiner Ausführungen zuvor von der Leitung des Radios in der vorschriftsgemäß eingereichten Niederschrift geprüft und genehmigt worden. Die Berner Presse („Bund", „Tagwacht") berichtete mit warmer Anerkennung darüber. Aber der Sprecher erhielt mehrere gehässige, von den tapfern Schweizern zum Teil nicht einmal unterschriebene Briefe, und die „National-Zeitung" (29./30. 10. 1939) gab einer Einsendung Raum, die dadurch nicht gescheiter aussah, daß der Verfasser als Dr. W., somit als akademisch gebildeter Mann zeichnete, Herrn Cornioley der „sprachlichen Gleichschaltungsbestrebungen" bezichtigte und ihn wegen seines welschen Namens „geistreich" hänselte. Sie nahm dann freilich auch eine Gegeneinsendung unseres Schriftführers auf. Es darf aber gesagt werden, daß in der „Radio-Zeitung" teils vor, teils nach den genannten Vorträgen des Herrn Cornioley auch mehrmals eine sehr verständige Auffassung der sprachlichen Fragen (Mundartgebrauch, Fremdwörter) zu Wort gekommen ist.

So hat auch Prof. Dr. Fritz Ernst von Zürich am 4. Christmonat 1939 in der Reihe der Rundspruchvorträge über „Nationale Sendung", nachdem ein Welscher und ein Tessiner über das Verhältnis zu ihren ausländischen Sprachgenossen gesprochen, seinen schönen Vortrag über die „Deutsche Schweiz und Deutschland" mit den heute geradezu mutig klingenden Worten geschlossen: „Laßt uns, uns Deutschschweizer, diejenigen unter den Eidgenossen nachahmen, die sich zu uns in einer gewissen kulturellen Parallele befinden: die Tessiner mit ihrer Liebe zur Italianität, die Welschen mit ihrem Stolz auf die Latinität. Setzen wir ihnen zur Seite, was uns zugeboren ist: die Treue zur Germanität . . . Nur dann wird ja der Bund, dies unser tiefst geliebtes Erdengut, das Klein-Europa ganz verwirklichen, das unsere Größe ist."*)

*) Abgedruckt in der „Neuen Schweizer Rundschau" vom Januar 1940 und gekürzt im Abend-„Bund" vom 5. Dezember 1939.

Über die Lage der deutschen Sprache im Ausland jetzt eine Übersicht zu geben, ist ungefähr ebenso schwierig, wie einen Schulatlas herauszugeben: es ist mit politischen Grenzen und Sprachgebieten zur Zeit alles in einem Zustand der Bewegung und der Unsicherheit. Eine völlig neue Lage! Politische Grenzen haben immer einmal geschwankt, aber die Sprachgrenzen pflegen sich nur langsam zu verändern, bleiben an vielen Stellen ein halbes oder ein ganzes Jahrtausend lang, wie sie sind, und brauchen selbst in neuern Siedlungsgebieten fünfzig oder doch dreißig Jahre, ehe eine merkliche Verschiebung eintritt. Es war auch bis heute in Europa so, daß Staaten, die ihren Herrschaftsbereich erweiterten, zwar auf Mittel sannen, um sich sprachliche Minderheiten, die dabei in ihr Staatsgebiet kamen, anzugleichen (zu „assimilieren") und aufzusaugen, was meistens nicht gelang. Jetzt aber scheint man ein neues Mittel anwenden zu wollen, um Minderheiten zu beseitigen: Räumung der betreffenden Gebiete auf Grundlage von Staatsverträgen oder, was noch viel einfacher ist: mit rücksichtsloser Gewalt. Der erste Versuch — mit Griechen in Kleinasien nach dem Weltkriege — schnitt ins Leben Europas noch nicht ein. Heute jedoch sind an den Rändern und Außenposten des deutschen Sprachbodens „Räumungsarbeiten" im Gange: die deutschen Südtiroler müssen ihre herrliche Heimat räumen, die Heimat Walthers von der Vogelweide und Andreas Hofers, des Sandwirts von Passeier; in den baltischen Landen und Städten, in Riga, Reval, Dorpat wird, was noch von der tüchtigen und stolzen Nachkommenschaft der deutschen Ritter und Ansiedler übrig blieb, weggeschafft. Die einst deutschen Länder und Städte werden den Italienern, Letten, Esten und dem vordringenden russischen Bolschewismus überlassen. Ähnliches geschieht im östlichen Galizien, in Weißrußland und Wolhynien. Dafür sollen polnische Gebiete, die sich das Deutsche Reich angliedern will, deutsch besiedelt werden. Polen, Ukrainer und Juden müssen nach Osten weichen. Ganz übersehen läßt sich der Umfang der Unternehmung noch nicht; wer freiwillig, wer gezwungen umzieht (es gibt ja Stufen der Freiwilligkeit), was alles noch kommen wird, ist ungewiß. Im einzelnen sind die Nachrichten, welche die Presse bringt, nicht einheitlich und eindeutig. Aber die Absicht ist klar: das deutsche Sprachgebiet soll abgerundet und mit dem Reichsgebiet soweit möglich zur Deckung gebracht werden; was man davon nicht erobern kann, soll entdeutscht, fremdem

Volkstum eingeräumt werden. Das „Deutschtum im Ausland", dieses gefährliche Ding, das Europa so lang beunruhigt hat, wird abgebaut, wird vielleicht — wer weiß? — ganz verschwinden, wenigstens gegen Osten hin. Wie weit das gelingen wird, muß die Zukunft lehren. Großzügig kann man solche an die Taten der Assyrer und Babylonier erinnernde Politik nennen, aber wer den eigentlichen Schaden oder Nutzen davon hat, ist noch nicht abzusehen. Vorläufig läßt sich nur sagen, daß Tausende, Hunderttausende von deutschen Sprachgenossen, wertvollen deutschen Kulturträgern, unsagbares Leid erdulden müssen, vielleicht mehr, als ihnen von fremden Unterdrückern und übelwollenden Nachbarvölkern je zugefügt worden ist. Einfluß und Ausbreitung unsrer Muttersprache erleiden im Osten und Nordosten schwere Einbuße. Es ist kaum verständlich, wie ein Mitarbeiter der „Muttersprache" (Berlin, Jänner 1940) meinen kann, der Rückzug der Deutschsprachigen aus Osteuropa beeinträchtige die Geltung unsrer Sprache nicht. Er versichert, daß die dortigen Völker nicht zur — englischen Weltsprache übergehn werden. Wenn ihm das ein Trost ist, mag ihm der gegönnt sein. Eher würden wir begreifen, wenn man geltend machte, daß der Einbuße im Baltenland eine Verstärkung des sprachdeutschen Einflusses im östlichen Mitteleuropa (polnischer, tschechischer, slowakischer Raum) gegenüberstehe und als Gewinn zu buchen sei. Aber diese Gebiete sind ja vorerst noch als „im Kriege besetzt", als umstritten anzusehen*). Auf keinen Fall könnten wir Deutschschweizer so mit uns umspringen lassen. Daß bei all diesen Gewaltsamkeiten auch Menschen fremder Zunge, denen ihre Muttersprache so lieb ist wie uns die unsere, um ihrer Sprache willen leiden müssen, erregt auch unser menschliches Mitgefühl.

Eine merkwürdige Nachricht brachten die Zeitungen im Weinmonat aus Luxemburg („Neue Zürcher Zeitung" 13. 10. 1939): „Die luxemburgische Regierung hat beschlossen, den luxemburgischen Dialekt zur Staatssprache zu erheben. Es sind bereits neue Münzen geprägt worden, die Inschriften in Luxemburgisch

*) Wie unzuverlässig die Tagespresse ist, zeigt die aus englischen Blättern stammende Nachricht („Neues Winterthurer Tagblatt" vom 13. 7. 1939) unter dem Titel: „Neue Demütigung für Tschechen", „es werde verlangt, daß auch die Bezeichnungen Böhmen und Mähren nur in ihrer deutschen Form gebraucht werden dürfen". Wer Postsendungen aus Prag erhält, kann auf den neuen dortigen Briefmarken (der Raum ist knapp genug für vier Namen) lesen: Böhmen und Mähren, Cechy a Morava.

anstatt in Französisch wie bisher tragen." Nach Nr. 12 der „Muttersprache" beruht die Nachricht auf einem Irrtum. Anlaß dazu hatte die Tatsache gegeben, daß Luxemburg neue Geldstücke geprägt hat mit dem Kehrreim des Heimatliedes: „Mir welle bleiwe, wat mer sin!" Da hat die Presse (verantwortlich ist natürlich die Nachrichtenagentur) aus einer Mücke nicht gerade einen Elefanten, aber doch ein junges Rind gemacht.

Eduard Blocher.